

SOUNDCHECK

„Shalom Comrade“: Jiddisches aus der Sowjetunion



Bei einem Titel wie *Shalom Comrade* – Schalom, Genosse – erwartet man linke jüdische Kampfgesänge. Doch auf dieser CD findet sich keine proletarische Liedkunst; nicht einmal die Internationale wird geschmettert. Statt dessen gibt es bodenständige jiddische Melodien zu hören, wie es auch der Untertitel des Albums ankündigt: „Jiddische Musik aus der Sowjetunion 1928-1961“. Schon das Auftaktstück *Freylechs* von M. I. Rabinowich ist eher Klesmer-Hausmannskost. Und selbst ein Titel wie *Saul Liubimovs Proletarka, sestra moia* (Proletarierin, meine Schwester) ist allen klassenkämpferischen Allüren zum Trotz vor allem ein hübsches Lied zum Mitsummen.

Die 26 Originalaufnahmen führen zurück in die kurze Blütezeit der jiddischen Kultur in der Sowjetunion. Nach der Oktoberrevolution 1917 förderten die Bolschewiki jiddische und andere Folklore als Propagandavehikel. Da wurde etwa das Staatliche Ensemble jüdischer Volksmusiker der Ukrainischen SSR gegründet, das auf der CD ebenso zu hören ist wie das jiddische Vokalensemble Evokans unter Leitung von E. P. Scheinin, oder Sara Fibich, die führende Schauspielerin des Wandertheaters „Undzer Vinkl“, aus dem später das belarussisch-jüdische Staatstheater entstand. Auch andere zu ihrer Zeit berühmte jiddisch-sowjetische Künstler sind auf dem Album vertreten, wie Mischa Alexandrowitsch, Moische Epelbaum, Zinowi Schulman, Nechama Lifschizaitz, Saul Ljubimow und Solomon Michaels.

Michaels, Schauspieler und Direktor des Jiddischen Theaters Moskau, fiel wie viele andere jüdische Künstler und Intellektuelle Stalins antisemitischer Kampagne Ende der 40er Jahre zum Opfer. Die jiddischen Kulturinstitutionen in der Sowjetunion wurden damals so gut wie alle aufgelöst. Geblieben sind nur noch Relikte. Aufnahmen wie diese beispielsweise. Immerhin, wenigstens das.

Die Herausgabe der 26 Lieder haben Rita Ottens und Joel Rubin besorgt, was als Qualitätssiegel gelten kann. Rubin und Ottens haben nicht nur das deutsche Standardwerk über Klesmer geschrieben, sondern auch viel jüdische Musik publiziert, darunter die hier bereits besprochene „Eybike Mame“ oder die osmanischen Gesänge des Kantors Isaac Algazi. Nichts für den Massengeschmack, alles ein wenig abseitig, gewiß. Aber wie auch dieses Album hochwertig und sehr sorgfältig gemacht.

Jonathan Scheiner

SHALOM COMRADE! YIDDISH MUSIC IN THE SOVIET UNION 1928-1961
Wergo 2005/Schott Music

Im falschen Film

Ein Förderprojekt der EU droht zu scheitern: Palästinensische Regisseure sind gegen den Standort Tel Aviv

VON AYALA GOLDMANN

Scharfe Wortwechsel, Schuldzuweisungen und Beschimpfungen: Keine guten Vorzeichen für das EU-Filmförderprojekt *Greenhouse*, das vergangene Woche während der Berlinale vorgestellt wurde. „Ein Projekt der Normalisierung zu Zeiten der Besatzung“ lehne sie ab, erklärte die palästinensische Filmemacherin Najwa Najjar während der Pressekonferenz mit demonstrativer Empörung. Najjar ist Mitunterzeichnerin eines Briefs an die EU vom Januar, in dem 40 palästinensische Filmemacher und Schauspieler, darunter Hany Abu Assad (*Paradise Now*) und Nizar Hasan (*Der Olivenhain*) gegen die in Tel Aviv angesiedelte Institution protestieren.

Das Euromed Audiovisual II Projekt, das *Greenhouse* finanziert, vereinigt Dokumentarfilm-Institutionen aus fünf Ländern: die New Foundation for Cinema and Television in Israel, das Ramallah Film Institute, die Vereinigung der Dokumentarfilmer in der Türkei, das tschechische Institut für den Dokumentarfilm und Parallel 40 aus Spanien. In den kommenden drei Jahren sollen in drei Workshops junge Dokumentarfilmer aus dem Mittelmeerraum geschult und gefördert werden. Insgesamt 1,9 Millionen Euro, darunter 1,5 Millionen aus EU-Mitteln, stehen dafür bereit. Zu den internationalen Unterstützern gehören so renommierte Filmemacher wie der Armenier Atom Egojan und die Belgierin Chantal Akerman.

Nur die Palästinenser wollen nicht mitmachen. Insbesondere lehnen sie jede Zusammenarbeit mit dem Filminstitut in Ramallah ab, das von Adam Zuabi geleitet wird, einem Palästinenser mit israelischer Staatsangehörigkeit. Zuabis Institut, beklagen die palästinensischen Filmemacher, sei als Organisation in Israel registriert, in Wahrheit also eine israelische Einrichtung. Zuabi lasse „die Gemeinschaft vor Ort und viele palästinensische Kulturinstitutionen“ außen vor. Außerdem habe er nie einen Finanzbericht vorgelegt und den Rücktritt aller Mitglieder seines Direktoriums provoziert.

„Sie sollten sich lieber auf ihre Arbeit konzentrieren“, kontierte der Kritisierte bei der Pressekonferenz und warf den Palästinensern die Verwendung „leerer Parolen“ die „das größte Hindernis für den Fortschritt in Palästina“ seien. Ähnlich David Fisher, Leiter der New Foundation for Cinema and Television in Israel, „Auch wir wollen die Besatzung beenden“, sagte er. Aber die politische Lage dürfe keine Ausrede dafür sein, „nichts zu tun“. Die Unterzeichner der Petition unternehmen keine wirkliche Anstrengung, ihre Probleme mit



Dreht nicht bei Juden?

Foto: israelimages

dem EU-Projekt zu regeln, sondern seien nur an einer Auseinandersetzung in der Öffentlichkeit interessiert. Die Verfasser der palästinensischen Petition, der sich inzwischen auch eine Reihe israelischer Filmemacher und Künstler angeschlossen haben, wiederum beklagten, ihr Brief sei von der EU nicht beantwortet worden – nicht einmal der Eingang des Schreibens sei ihnen bestätigt worden.

Viel Propaganda und verletzte Gefühle also. Ein Einwand der Palästinenser allerdings hat seine Berechtigung: Filmemacher aus arabischen Ländern dürfte es tatsächlich schwerfallen, bei einem Projekt mitzumachen, das in Tel Aviv beheimatet ist. Das ist auch der Kern der Auseinandersetzung: Es geht weniger um Adam Zuabi als um die Normalisierung der Beziehungen der Araber zu Israel.

Pech für die anwesenden Dokumentarfilmer aus der Türkei und Tschechien: Während der Pressekonferenz interessierte sich niemand für ihre Arbeit. Zu beschäftigt waren Israelis und Palästinenser damit, sich zu fetzen. Das laut Ankündigung „noch nie da gewesene Euromediterrane Projekt mit dem Ziel, Dokumentarfilme aus dem Mittelmeerraum für die große Leinwand“ zu fördern und zu vermarkten, scheint einen schweren Weg vor sich zu haben. Auf die Frage, was die palästinensische Seite konkret verlange, antwortete Filmemacherin Najjar: „Das Ende der Besatzung und eine friedliche Lösung mit einem eigenen Staat.“ Den Einwand der Israelis, Filmemacher könnten nur ihre eigenen Probleme, nicht aber den Nahost-Konflikt lösen, prallte an dieser Argumentation ab.

HÖREN UND SEHEN

- Freitag, 24. Februar
- 14.45 Uhr BR2 Schalom
 - 14.55 Uhr NDR Info Schabbat Schalom
 - 15.45 Uhr MDR Figaro Schabbat Schalom
 - 15.50 Uhr Deutschlandfunk Schalom
 - 17.40 Uhr SWR TV
 - Kaffee oder Tee?
 - Zu Gast: Minka Pradelski. Die Autorin stellt ihren Roman „Und dann kam Frau Kugelmann“ vor
 - 18.07 Uhr Deutschlandradio Kultur Aus der jüdischen Welt
 - 18.50 Uhr RBB Kulturradio Das Wort zum Schabbat
 - 20.30 Uhr NDR Info Schabbat Schalom

- Samstag, 25. Februar
- 14.10 Uhr arte TV
 - Künstler hautnah: Ron Arad
 - Porträt des israelischen Star-Designers

- Montag, 22. Februar
- 21.00 Uhr ZDF TV
 - Currywurst und Russendisco
 - Porträt: Der Schriftsteller Wladimir Kaminer und sein Berlin.

- Dienstag, 28. Februar
- 8.40 Uhr SWR TV
 - Internationale Krisen: Nahost
 - Eine Kurzschnonologie des Dauerkonflikts zwischen Israel und den Palästinensern
 - 21.50 Uhr arte TV
 - Themenabend: Warum Terroristen töten
 - arte präsentiert zwei Dokumentationen: Die eine folgt den Spuren der Todespiloten vom 11. September 2001 und der Attentäter vom 7. Juli 2005 in London. Gezeigt wird Videomaterial, das noch nie zuvor in Europa zu sehen war, darunter die Aufzeichnung einer Haftpredigt des Hamburger Imams Mohammed Fazazi, der auch die Selbstmordpiloten vom 11.9. 2001 beeinflusste. Im zweiten Film diskutieren Experten Ähnlichkeiten und Unterschiede zwischen islamistischen und anderen Terroristen, etwa denen der deutschen RAF.

- Mittwoch, 1. März
- 1.05 Uhr Deutschlandfunk
 - Poesie und Provokation: Serge Gainsbourg
 - Ein musikalisches Porträt zum 15. Todestag des französischen Chansoniers

- Donnerstag, 2. März
- 19.04 Uhr RBB Kulturradio
 - Kino intim: Die vergessene Biographie des Hanns Brodnitz
 - Porträt: Hans Brodnitz war vor 1933 einer der führenden Kinobetreiber Berlins. 1944 wurde er in Auschwitz ermordet.

Der große Graben

Wien bekommt ein Holocaustmahnmal: Der Siegerentwurf stammt aus Deutschland

VON JONATHAN SCHEINER

„Der Tod ist ein Meister aus Deutschland“ hat Paul Celan in seiner berühmten Todesfuge geschrieben. Inzwischen sind die Deutschen offenbar Meister im Bauen von Holocaust-Mahnmalen. Ausschließlich von deutschen Architekturbüros stammen die fünf prämierten Entwürfe für die Wiener „Gedenkstätte für den deportierten Nachbarn“ auf dem Gelände des ehemaligen Aspangbahnhofs.

Von dort waren zwischen 1939 und 1942 etwa 50.000 Juden in die Vernichtungslager deportiert worden. Bei der Neubebauung des Bahnhofgeländes unter Federführung des britischen Stararchitekten Sir Norman Foster sollte dieser Teil der Geschichte nicht ausgespart bleiben. Die Stadt Wien schrieb einen Wettbewerb für ein Mahnmal aus, das in einem rund 26.000 Quadratmeter großen Park seinen Platz finden soll. Aus 80 eingereichten Vorschlägen wählte eine zwölfköpfige Jury jetzt einen Entwurf, den das Stuttgarter Architekturbüro Fischer Naumann Partnerschaft zusammen mit der Ludwigsburger Künstlerin Kirstin Arndt erarbeitet hat. Geplant ist ein 35 Meter langer, fünf

Meter tiefer und 1,90 Meter breiter Graben aus Edelstahl, der wie ein Einschnitt quer zum Areal verläuft. Auf den Innenwänden stehen die Namen der Deportierten. Diese Namen sind zwar bereits in der Synagoge in der Wiener Seitenstettengasse aufgelistet. Konkurrenz entsteht jedoch nicht: Im geplanten Mahnmal sind sie nur

im oberen Teil sichtbar, erklärt Architekt Martin Neumann: „Weiter unten werden sie von der Dunkelheit verschluckt.“ Symbolisch gesprochen, seien die Deportierten damit gewissermaßen anwesend, aber ihre Spur verliere sich. Kern seines Entwurfs sei, daß die Fußgänger auf eine Barriere aus spiegelndem Metall stoßen, die zwischen

90 und 120 Zentimeter aus dem Boden ragt und umgangen werden muß. Somit werde man unvermittelt auf die Geschichte des Ortes gestoßen. Das hat die Jury überzeugt. Nur die Vertreter der FPÖ nicht, die ersatzweise ein Mahnmal für den Bombenkrieg gefordert hatten. Ästhetisch bewegt sich der Siegerentwurf, äh-

lich wie die anderen prämierten Vorschläge, im Mainstream der Mahnmalsarchitektur. Analogien zum Berliner Holocaustmahnmal sind augenfällig. Das bestätigt auch Edelbert Köb, Direktor des Museums Moderner Kunst in Wien und Vorsitzender der Jury. In den ersten drei Sieger-Entwürfen, sagt er, spiegele sich „eine Typologie zwischen formalem Minimalismus und Monumentalismus hinsichtlich der Größe“. Das Mahnmal solle zeigen, „daß dieser Teil der Geschichte eine Wunde im österreichischen Fleisch ist“ – und schiebt sofort selbstkritisch hinterher, daß diese Formulierung natürlich von Pathos nur so trief.

Daß die fünf erstplatzierten Entwürfe allesamt aus Deutschland stammen, erklärt der Juryvorsitzende sich damit, daß die lange und heftige Diskussion um das Berliner Mahnmal wohl noch den letzten deutschen Architekten erreicht habe. Ein Ergebnis dieser Debatte ist wohl, daß auch das Wiener Mahnmal keine „Kranzbwurfstelle“ werden wird, ein Ort, an dem Erinnerungskerzen brennen oder sich Steinchen türmen. Denn, sagt Edelbert Köb in besten Wienerisch: „Die Namen kann man jo eh ned lesen.“



Passanten zum Innehalten zwingen: Der Siegerentwurf für das Wiener Mahnmal



Foto: JA